

Der Ring.

Kriminal-Roman von D. Elster.

(5. Fortsetzung.)

„Ich suche keinen Verzeher.“
„Verzeihen Sie, Herr Grollner, Sie scheinen noch immer in weilschmerzlicher Stimmung sich zu befinden. Ich begreife das nicht recht. Sie sind, wie ich erfahren habe, ein reicher Mann durch die Erbschaft Ihres Bruders geworden, Sie sind ein freier, unabhängiger Mann, haben keine Frau, keine Kinder, sind gesund und kräftig — Sie können das Leben mit vollen Rügen genießen.“

Herr Grollner lächelte melancholisch. Ob, er hatte das Leben genossen, wenn man genießen nennt das tolle Hinausstürmen in die Welt, das Sichhineinstürzen in den Strudel großstädtischer Feststellungen, das Durchhasten der alten und der neuen Welt, das rubelose Nagen von einer Stadt zur anderen, von einer Feststellung zur anderen. Er nannte dieses Leben sein Genießen — ihn ekelte es an und er hatte sich jetzt in die Einsamkeit der Berge geflüchtet, um wenigstens in Ruhe und Stille leben zu können.

Und hier in der Einsamkeit der Berge trat ihm die Erinnerung an jene furchtbare Zeit seines Lebens gar in lebendiger Gestalt entgegen.

Er erhob sich.

„Ich werde nicht lange hier bleiben,“

sagte er. „Höchstens bis morgen.“

„Sie sollten doch einige Tage hier

der Ruhe pflegen, Herr Grollner. Sie

sehen ermüdet und angegriffen aus. Die

frische Bräuterei hier wird Sie

stärken. Die Ruhe — die Einsamkeit

wird Ihnen wohlthun.“

„Geben Sie vielleicht hier eine Heil-

anstalt für Nervöse eingerichtet, Herr

Neugebauer?“

„Nein, das nicht,“ lachte dieser.

„Aber ich habe an mir selbst die

wohlthätige Wirkung des hiesigen

Aufenthaltes gespürt.“

„Ja, die Langeweile soll ja manch-

mal eine wohlthätige Wirkung auf

überreizte Nerven ausüben.“

„Was die Langeweile anbelangt, so

werde ich versuchen, Ihnen dieselbe zu

vertreiben. Machen Sie es wie ich

und beschäftigen Sie sich mit den klei-

nen Annehmlichkeiten der Leute hier.“

„Ich bin kein Detektiv, Herr Neu-

gebauer. Und dann, was können die

Annehmlichkeiten Interessantes bieten?“

„Oh — greift nur hinein in's volle

Menschenleben, sagt der Dichter mit

Recht. Sehen Sie, da kommen die

Frauen und Mädchen aus der Fabrik

zum Mittagessen heim.“

„Ja, ich sehe es.“

„Ich versichere Sie, daß jede von

ihnen einen kleinen Roman hat. Da

sehen Sie sich einmal die große

schlanke Person an, die da im bunten

Kleide, welche ganz allein geht...

sehen Sie die Frau?“

„Ja... ich sehe sie... was ist das?“

„Mit diesem Ausruf sprang Her-

bernd empor, lehnte sich aus dem Fen-

ster und sah mit gespannter Aufmerk-

samkeit der Frau nach.“

„Was haben Sie? — Kennen Sie

die Person?“ fragte Neugebauer mit-

traulich.

Herr Grollner wandte sich langsam

wieder Neugebauer zu und sah ihn groß

an. Sein Gesicht war noch blauer ge-

worden, seine Hände zitterten.

„Kennen Sie die Frau?“ fragte er

und seine Stimme bebte.

„Gewiß kenne ich sie. Es ist eine

Frau Marie Brandt, deren Leben ein

Roman ist. Aber was erregt Sie so?“

„O nichts — nichts. Eine flüchtige

Wahrnehmung täuschte mich.“

„Marie Brandt heißt die Frau,

sagten Sie? Und sie ist verheira-

thet?“

„Wie man's nimmt,“ lachte Neu-

gebauer. „Wenigstens hat sie einen Sohn.“

„Ah... wie alt ist der Knabe?“

„Er wird im Dezember drei Jahre

alt.“

„Das ist merkwürdig.“

„Was haben Sie, Herr Grollner?“

„Nichts. Was sollte ich haben? —

Ihre Erzählung interessiert mich.“

„Sie scheinen recht zu haben, daß man

überall im Leben auch Interessantes

trifft, wenn man nur die Augen auf-

bält. — In der That, es ist sehr hübsch

hier... ich will Ihnen Rath befolgen

und einige Tage hier bleiben... Herr

Wirth, kann ich ein Zimmer auf einige

Tage haben?“ warde er sich an den

eintrittenden Wirth.

Dieser versicherte, daß noch ein

schönes Zimmer mit der Aussicht nach

der Schenke frei sei.

„Gut, ich nehme das Zimmer auf

acht Tage, lassen Sie mein Gepäck

hinaufbringen, befehl Grollner.“

Mit Erkaunen hatte Neugebauer

diese plötzliche Sinnesänderung be-

merkt. Mit der Schlaubheit eines ge-

wieganten Detektivs wittert er ein Ge-

heimlich... und dieses Geheimnis

mußte mit Marie Brandt zusammen-

hängen, denn ihr Anblick hatte Groll-

ner zum Bleiben veranlaßt. Sollte

Grollner früher zu der Brandt in Be-

ziehungen gestanden haben? Das

mußte noch ausgemittelt werden; aber

zuerst wollte er dem alten Amts-

gerichts Rath durch einen anonymen

er sich auf sein Zimmer, da er vor-

läufig mit Ferdinand Grollner ein in-

timertes Gespräch nicht mehr führen

konnte, weil sich mehrere Gäste einge-

fundet hatten.

Auch Ferdinand zog sich auf sein

Zimmer zurück und ließ sich den gan-

zen Tag über nicht sehen.

Am Abend desselben Tages sah der

Amtsgerichts Rath Wernede vor der

Thür des kleinen Hauses und blickte

traurig in die Dämmerung hinaus.

In der Hand hielt er einen Brief, der

ihm diesen Nachmittag durch einen

Jungen aus dem Dorfe überbracht

worden war. Er lächelte bitter, wenn

sein Blick auf den Brief fiel. Wäh-

rend er sich, wie in einem festen

Entschluß und rief in das Haus:

„Frau Marie, haben Sie einen

Augenblick Zeit?“

„Gewiß, Herr Rath,“ rang die

erste Stimme der Frau zurück, und

gleich darauf trat Marie Brandt aus

dem Hause. Die Kermel ihres ein-

fachen Kleides waren zurückgeschlagen;

ihre Wangen waren geröthet, man sah

es ihr an, daß sie angstvoll geat-

met hatte.

Durch die blühende Farbe, welche

ihre sonst so blassen Wangen bedeckte,

und die faubere weiße Schürze sah

die Frau ordentlich jung aus, und der

Amtsgerichts Rath betrachtete sie mit

lächelndem Wohlwollen.

„Wie hübsch Sie aussehen, Marie,“

sagte der alte Herr freundlich.

Ihr Gesicht verblüffte sich.

„Nun, nun,“ fuhr er begütigend

fort, „Sie brauchen einem alten Mann

keine kleine Schmeichelei nicht über zu

nehmen. Ich freue mich, daß Sie so

zufrieden und munter aussehnen.“

„Ich habe Ihre Oberhemden gewäl-

det,“ entgegnete sie... „Dabei ist mir

etwas heiß geworden.“

„Ja, ja, Sie sind immer fleißig

und thätig. Aber nun lassen Sie die

Frau Anothe die Oberhemden nur

fertig plätten und sehen Sie sich zu

mir, ich habe ernsthaft mit Ihnen zu

nehmen, man habe die Absicht mich

unter Kuratel zu stellen. Denken Sie

nur, mich unter Kuratel!“

„Es ist absurd!“

„Ja, das ist es. Aber die Hab-

sucht, mein liebes Kind, treibt die son-

derbärtigen Blüten. Ich möchte nun

den Herrschaften das Prädikat spie-

len... ich möchte nicht allein meine,

sondern auch Ihre und Ihres Kindes

Zukunft sicher stellen und deshalb

frage ich Sie nochmals, ob Sie meine

Frau werden wollen.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich

Ihre Verwandten berauben wollte?“

„O, was das anbelangt, so seien Sie

ganz außer Sorge. Meine Maßregeln

sind getroffen. Was Ihnen gebührt,

erhalten Sie nach meinem Tode, das

lebtrage die Armen oder — Sie und

Ihr Sohn.“

Die junge Frau athmete schwer.

Dann schlug sie plötzlich die Hände

vor das Gesicht und schluchzte laut

auf.

„Was ist Ihnen, Marie?“ fragte

der Rath ängstlich. „Ist Ihnen der

Gebanke so unerträglich, meinen Frau

zu werden?“

„Ich kann es nicht — ich darf es

nicht...“ jammerte Marie und senkte

tief das Haupt, daß es fast auf ihren

Knieen ruhte. Wie eine Bühenerin lag

sie da, gewalttames Schluchzen er-

schütterte ihre Gestalt.

„Wollen Sie mir nicht sagen, wes-

halb Sie nicht dürfen, Marie?“

Tiefer sank sie in sich zusammen.

„Was Sie Ihre Schuld, Ihre

Schmach nennen,“ fuhr der alte Herr

mitte fort, „kümmert mich nicht mehr.

Sie haben Ihre Schuld abgethan und

die Schmach haben Sie nicht auf sich

geladen, sondern die unverständigen

Menschen. Vertrauen Sie mir, Marie,

ich werde Sie sicher durch das Leben

führen. Denken Sie auch an Ihren

Sohn, den ich zu einem tüchtigen

Menschen erziehen werde, und so Gott

will, auch mein Sohn werden soll,

Marie.“

Da fuhr sie empor.

„Nein, nein —“ rief sie. „Ich kann

nicht — ich darf nicht, so wahr mir

Gott helfe!“

Sie streckte die Arme zu dem ste-

nenbesetzten Himmel empor.

den flimmernden Sternen der wolken-

losen Sommernacht emporschend.

Nichts störte die heilige Stille um ihn,

nur der Wind säufelte in den Kronen

der Bäume und rauschte in dem vor-

jährigen trodenen Laube. Mit laut-

losem Flügelgeschlag strich die Gule um

das Haus und verschwand in dem

Schatten des Waldes und plötzlich

tönte ihr gespenstlicher Ruf durch die

dunkle Nacht, der nach dem Glauben

des Volkes den Tod eines Menschen

verkündigen soll.

Der Amtsgerichts Rath schrak un-

willkürlich ein wenig zusammen.

Sollte dieser Ruf des nächtlichen

Dozels ihm Unglück prophezeien?

Dann lächelte er über den eigenen

Überglauben. Er erhob sich, schritt

einige Male in dem Gärten auf und

ab und zog den Rock fester um die

Brust zusammen, da ihn fröstelte.

Als er wieder einmal an die Gar-

tenpforte kam, glaubte er im Schat-

ten des Gebüschs außerhalb des Gar-

tens eine menschliche Gestalt stehen zu

sehen. Er schritt auf jene Seite des

Gartens zu; da löste sich die Gestalt

von dem Schatten ab, schritt rasch

über den Wiesengrund und verschwand

im Walde.

„Sollten meine lieben Verwandten

mich sogar des Nachts überwach-

ten?“ murmelte der Rath lächelnd.

„Mögen Sie — mein Leben braucht ni-

emandes Auge zu schauen, wenn ich es

auch nicht liebe, daß sich die Menschen

in mein Thun und Treiben mischen.“

Dann schloß er die Gartenpforte zu

und begab sich in das Haus zur Ruhe.

Der Amtsgerichts Rath war kein

Frühstücker. Als er sich daher an

anderen Morgen erhob und in das ge-

meinsame Wohnzimmer trat, war

Marie schon zur Fabrik gegangen.

Er hatte gehofft, sie würde heute nicht

zur Arbeit gehen, aber er wußte

wohl, daß ihr Pflichtgefühl ihr keine

Ruhe ließ; hatte sie eine Arbeit über-

nommen, so konnte sie nichts davon

zurücklassen.

Der alte Herr beschäftigte sich da-

her, wie jeden Tag mit leichten Ar-

beiten im Garten, während der kleine

Richard mit seinem Hündchen um ihn

herum spielte.

„Mein...“

„Weshalb nicht?“

„Weil sie zur Arbeit in die Fabrik

gegangen ist.“

„Also sie arbeitet in der Fabrik?“

„Merkwürdig...“

„Ja, und sie ist eine der fleißigsten

und pflichtgetreuesten Arbeiterinnen.

Sie hat bereits die Stellung einer

Aufsichterin erhalten.“

„In der That, sehr anerkennt-

würth. Ich möchte aber die Frau

gern sprechen... in ihrem eigenen

Interesse... wann kann das ge-

schehen?“

„Heute Abend. Aber ich muß dann

um Ihren Namen bitten.“

„Es ist nicht nöthig, meinen Na-

men zu nennen. Wollen Sie die Güte

haben, der Frau diesen Ring zu über-

weisen und ihr zu sagen, daß der Besi-

ziger dieses Ringes sie zu sprechen

wünsche. Sie möge mich heute Abend

7 Uhr erwarten.“

Der Amtsgerichts Rath starrte mit

erschrockenem Blick den Ring an, den

der Fremde ihm gereicht hatte.

„Das ist derselbe Ring, den Marie

trägt?“ stammelte er.

„Ja... Also trägt sie den Ring